

Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau
Band: 65 (1953)
Artikel: Sophie Haemmerli-Marti : 1868-1942
Autor: Günther, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-62545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sophie Haemmerli-Marti

1868–1942

Sophie Marti wurde am 18. Februar 1868 in Othmarsingen als Tochter des Gemeindeammans FRANZ MARTI, der später zum Lenzburger Bezirksammann, zum Vertreter seines Bezirks im Großen Rat und als leidenschaftlicher Soldat und Offizier zum Obersten wurde, und seiner Gattin SOPHIE RÜEGGER, die als Tochter des Oberrichters Anton Rügger in Büron aus dem Luzernischen stammte, geboren. Sie wuchs mit zwei älteren Brüdern, Franz und Hektor, in dem an der Dorfstraße hingelagerten väterlichen Hause auf, als Kind schon – wofür ihre farbigen Jugenderinnerungen zeugen – den in der Natur und unter Menschen empfungenen Eindrücken zutiefst aufgeschlossen.

Das lebhafteste, früh geweckte Kind sah sich in seiner einfachen heimatlichen Umgebung in ein Leben hineingeführt, das von starken Kontrasten erfüllt war und viel zu denken gab. Da war der Großvater aus Büron mit seinem milden, begütigenden Wesen und der Großvater Friedensrichter, ein heimlicher Wohltäter, dessen Härte und Zornmut zu fürchten waren. Da war der eigenwillige Vater mit seiner Unberechenbarkeit: ein unerschöpflicher freudiger Erzähler, hochgemut und dann wieder plötzlich in seinen Entschlüssen sich versteifend, aber jedenfalls eine Persönlichkeit, geeignet, «in jungen Menschen Begeisterung zu wecken», und die stille, zurücktretende Mutter katholischen Glaubens, die, ins fremde Erdreich versetzt, hier nicht recht Wurzel zu fassen vermochte. Da waren die beiden Brüder: «Franz, still und in sich gekehrt, und Hektor, flink, liebenswürdig und aufgeweckt.» Schließlich neben der Feldarbeit im bäuerlichen Betriebe die mannigfachen Gestalten der Haushilfen, die der Vater aufnahm in der Absicht, sie zu sinnvollem Aufbau des Lebens zu führen.

Aus der Dorfschule trat Sophie in ihrem zwölften Jahre in die Bezirksschule Lenzburg über: ein neuer Kontrast tat sich auf, da in Lenzburg «eine urbane Form kultivierten Lebens betont wurde und sich bis in die Schulstuben hinein bemerkbar machte». Das Mädchen hatte sich schon beim gelehrten Othmarsinger Pfarrer JAKOB HEIZ, der ihm zum maßgebenden Lebensberater werden sollte, ins Lateinische einführen lassen; die Lateinstunden wurden in Lenzburg fortgeführt und schufen die Grundlage für eine starke Beziehung zum klassischen Altertum.

Im Frühjahr 1883 durfte Sophie Marti das Aarauer Lehrerinnenseminar besuchen, das damals drei Jahreskurse umfaßte, doch mußte sie nach fünf Vierteljahren, bleichsüchtig geworden und innerlich stark bedrängt von allem, mit dem sie sich als früh gereifter Mensch auseinanderzusetzen genötigt sah, den Schulbesuch aussetzen und wurde zur Erholung ins Rheintal und dann ins Urnerland geschickt. Als sie, die ihre Gesundheit zurückgewonnen hatte, im Sommer 1885 sehnlichst begehrte, zur Schule zurückkehren zu dürfen, stand ihr der Wille des Vaters entgegen. Erst im allerletzten Augenblick rang er sich die Erlaubnis ab, und die Tochter machte sich überglücklich zu Fuß auf den stundenlangen Schulweg. Sie war wissensdurstig, erlebnisfreudig: ihr weit ausgreifender Geist konnte sich lebenslang nicht genug tun in der Aufnahme und Verarbeitung alles dessen, was Werke des geistigen Lebens ihr zu bieten vermochten. So war ihr der Schulbesuch ein Fest, um so mehr, als sie es zu besonders verehrenswürdigen und auch verehrten Lehrern traf, wie dem Rektor JAKOB KELLER und ELISABETH FLÜHMANN, und als sich in der Klasse die schönsten persönlichen Beziehungen ergaben, so z.B. zu ERIKA WEDEKIND aus dem Schlosse Lenzburg, der späteren Sängerin. Im Schlosse war Sophie Marti ein gern gesehener Gast, und sie stand auch in anregender geistiger Auseinandersetzung mit FRANK WEDEKIND, den sie von seinem jugendlichen Pessimismus abzubringen versuchte. Unendlich viel Anregendes hat sie durch die Familie Wedekind erfahren und später bekannt: «Wenn ich das Leben bei Wedekinds auf dem Schloß in meinen Jugenderinnerungen missen müßte, so wäre es, als erlösche die Sonne mitten am Tag.»

Nachdem Sophie Marti im Frühjahr 1887 das Lehrerinnenpatent erlangt hatte, wirkte sie erst den Sommer über als Hauslehrerin in Paris, dann als Stellvertreterin an der Schule von Thalheim (mit neunzig Kindern!) und endlich, nach Neujahr 1888, als Lehrerin an der kleinen Gesamtschule in Oetlikon an der Lägern. Hier erfuhr sie das Glück, von lieben Menschen umsorgt zu sein und liebe Menschen umsorgen zu dürfen. Sie hat in ihren Lebenserinnerungen, wie sie in *Mis Aargäu* vereinigt sind, von dieser Zeit mit besonderer Innigkeit und Gelöstheit erzählt.

Aber diese Lebensstation sollte von kurzer Dauer sein. Im Dezember 1888 starb die Mutter und erlitt der Vater durch einen Sturz vom Pferde einen schweren Unfall. Die Tochter kehrte nach Hause zurück und hatte sich nun in der Führung des bäuerlichen Haushalts zu bewähren, so

schwer es ihr fiel. Zur Behandlung des Vaters, der einen Schädelbruch erlitten hatte, war der junge Lenzburger Arzt Dr. MAX HAEMMERLI, der eben erst seine Praxis eröffnet hatte, gerufen worden, und in ihm fand die sechs Jahre jüngere Sophie Marti ihren künftigen Gatten.

Es wurde ein Ehebund, der durch unbedingtes gegenseitiges Vertrauen und einführendes Verständnis ausgezeichnet war, aber auch ein Ehebund zweier sehr gegensätzlicher Naturen: hier die impulsive Frau starker Eigenprägung, und dort der zurückhaltende, in der Selbstverständlichkeit der Berufsausübung aufgehende und daneben in aller Stille sich geistiger Weiterbildung widmende Mann. Vier Töchter sollten dieser Ehe entsprossen: «sie erinnerten sich später nicht, ihre Mutter je müde, verstimmt oder energielos gesehen zu haben. Stets ging etwas Befeuerndes von ihr aus, sogar in ihrem Tadel, der aufflammte in edler Empörung und alles Kleinliche ausschloß. Freude und Begeisterung schufen die Stimmung in diesem Haus.»

Die Hochzeit fiel in den Spätsommer 1890; für die junge Frau begann in Lenzburg das Leben einer vielbeanspruchten Arztgattin, die auch lebhaftesten Anteil an den geistigen Interessen ihres Mannes nahm.

Von der Geburt ihres ersten Kindes (1891) genas sie nur mühevoll und kam lange nicht wieder zu Kräften, bis sie von ihrem Gatten zu einem Kuraufenthalt nach Bex gebracht wurde. Dort erholte sie sich einigermaßen, war aber zugleich vom Heimweh nach den Ihren und ihrem Kinde geplagt. In dieser Not des Herzens fand sie den Weg zum Mundartgedicht. Schon als Mädchen und später immer wieder hatte sie Verse geschrieben – es waren durchaus hochdeutsche Verse gewesen mit Ausnahme ganz vereinzelter, die sie als junge Mutter aufgezeichnet hatte. Jetzt aber (1892) kam es zu «einem ganzen Zyklus von Kinder- und Mutterliedern», und nach ihrer Heimkehr entstanden weitere schweizerdeutsche Gedichte: wie das Herz und der Tag sie eingaben, aber noch nicht so sprachkundig und künstlerisch durchgearbeitet, wie sie später veröffentlicht werden sollten.

Die Zuwendung zur Mundartdichtung lag in jenen Jahren in der Luft. In Lenzburg schrieb FANNY OSCHWALD-RINGIER ihre feinfühligsten Erzählungen, in Aarau hatte ADOLF FREY 1891 seine «Füfzg Schwizerliedli», die dann unter dem Titel *Duß und underm Rafe* herauskamen, vorbereitet: es waren Anfänge, die zu einer Erneuerung der mundartlichen Dichtung führen sollten. Wieviel Sophie Haemmerli-Marti auf diesem Felde beizutragen hatte, wird im folgenden darzulegen sein.

Am 12. September 1895 hatte der Aarauer Kantonsschulprofessor Dr. JOST WINTELER (1846–1929) vor der Kantonalen Lehrerkonferenz einen Vortrag «Über Volkslied und Mundart» gehalten und war darin sehr nachdrücklich für die Wahrung der überlieferten Heimatsprache eingetreten: «Unsre Mundart vernachlässigen und verwischen, heißt unsere geschichtliche Eigenart gefährden.» Die Erziehungsdirektion ließ diesen Vortrag drucken und jedem Lehrer ein Exemplar zukommen, und im Herbst 1896 geriet er auch in die Hände von Sophie Haemmerli-Marti, und sie bekannte später: «An dieser Schrift erwachte mein künstlerisches Gewissen und das Bewußtsein einer besonderen Aufgabe.» Sie überarbeitete ihre Gedichte und sandte sie zur Begutachtung an Professor Winteler, der das Manuskript «nach unbedeutenden Verbesserungen vollkommen druckfähig» fand, so daß das Werklein im Dezember 1896 unter dem Titel *Mis Chindli* (Ein Liederkranz für junge Mütter) in die Welt ging. Professor Winteler hatte ihm ein programmatisches Vorwort beigesteuert.

Die Dichterin konnte die Freude erleben zu sehen, wie ihr Gedichtbändchen dankbar aufgenommen wurde und seine Strophen, besonders auch durch Vertonungen, weite Verbreitung fanden und fast zum anonymen Volksgut wurden. Es hat es in einem halben Jahrhundert auf sieben Auflagen gebracht, die immer wieder Umformungen erlitten, da Sophie Haemmerli-Marti fort und fort an ihren Werken arbeitete. Auch neue Gedichtchen aus dem Motivkreis «Mutter und Kind» schrieb sie – bis in ihre letzten Jahre hinein.

So kam es zunächst zu weiteren Veröffentlichungen, die nicht wesentlich über den Motivkreis von *Mis Chindli* hinausgingen. Im Frühling 1913 – also immerhin nach mehr als anderthalb Jahrzehnten, da alles organische Wachstum Zeit erfordert – erschienen die HANS THOMA zugedachten *Großvatterliedli*, die aber liegen blieben, obschon sie Gedichte von unvergleichlicher Treffsicherheit des mundartlichen Ausdrucks enthielten. Eine zweite, von der Dichterin noch vorbereitete und umgearbeitete Auflage erschien erst 1942, nach ihrem Tode, unter dem Titel *Z Välte übers Ammes Hus*. Auf Weihnachten 1913 faßte sie ihre zum Sankt-Niklaus-Tag, zu Weihnachten und Neujahr für die Kinderwelt geschriebenen Gedichte im *Wienechtsbuech* zusammen (bis 1925 fünf Auflagen).

Dann sollte in der nächsten Publikation, *Im Bluescht* (1. Auflage 1914, 3. Auflage 1944), offenbar werden, daß die Dichterin bereit war, auch

weitere Erlebniskreise in ihr Dichten einzubeziehen, und zwar gehen solche Bemühungen weit zurück, da einzelne der Gedichte des neuen Bändchens schon um die Jahrhundertwende entstanden waren. *Im Bluescht* hat dadurch für den Betrachter seinen besonderen Reiz: man bemerkt in diesen Gedichten immer wieder vortastende Versuche, die später von der Dichterin weiterverfolgt werden und zu runden und vollwertigen Leistungen führen sollten. Es finden sich neben volkstümlichen, oft schalkhaften, oft aus dem Naturgefühl entsprungenen Weisen Gedichte, in denen persönlichstes Erlebnis zum Ausdruck drängt, Strophen, die die künftige Meisterschaft im knappen und schlagenden Spruch der Lebensweisheit ahnen lassen, und selbst Ansätze, die später zum religiösen Gedicht führen werden.

Das Bändchen *Allerseele*, das 1928 in erster und einziger Auflage erschien, enthält dann ausschließlich Bekenntnisgedichte. Obschon es keine sehr weite Verbreitung erlangte, ist es auf die Empfänglichen von stärkstem und nachhaltigstem Eindruck gewesen. Es hat, da es seinen Blick auf schwerstes Erleben, Krieg und Not des Menschenherzens, und auf die ewigen Gewalten richtete und die eindrucksvollsten Prägungen der Mundart fand, erwiesen, daß diese fähig ist, dem tiefsten Erleben vollkommenen Ausdruck zu verleihen. Die *Allerseele*-Gedichte lassen auch erkennen, in welchen Tiefen die Dichterin vom Erlebnis ergriffen wurde und wie viele Kräfte sie auszugeben hatte, es zu bewältigen und zur inneren Beruhigung zu gelangen.

Solche Kräfte waren ihr in besonderem Maße im Jahre 1931 vonnöten, als ihr Gatte auf der Fahrt zu einem Patienten verunglückte und ihr tot ins Haus gebracht wurde. Sie siedelte nach Zürich über, ohne dort mehr recht einzuwachsen, aber immer rastlos tätig, geistig vielseitig interessiert und auch – wie früher mit ihrem Gatten – auf Reisen die Horizonte erweiternd.

Schon 1918 hatte sie für eines der von PAUL KAEGI herausgegebenen Bändchen «Silhouetten» der Reihe von Gedichtproben einige autobiographische Hinweise *Öppis vo Othmissinge* in mundartlicher Prosa mitgegeben; 1923 war es gelungen, sie zur Spende eines Beitrags *Im Aargäu sind zwöi Liebi* in den «Eidgenössischen Nationalkalender für das Schweizervolk» zu bewegen. Im Jahre 1938 vereinigte sie solche Prosastücke im stattlichen Bande *Mis Aargäu* (Land und Lüt us miner Läbesgschicht). Er fand viele Freunde durch die belebte, oft sprühende Darstellung heimatlichen Lebens und ist auch bemerkenswert durch

das Bemühen, die Mundart auf Gebieten zu verwenden, die bisher der Schriftsprache vorbehalten gewesen waren.

Im Jahre 1939 veröffentlichte sie ein Bändchen *Läbessprüch* (3. Auflage 1945) – eine Sammlung herzhafter Lebensweisheit in sprachlich meisterhafter Fassung: die Dichterin war tief in die Geheimnisse des mundartlichen Ausdrucks eingedrungen. Dem Andenken ihres Gatten aber widmete sie im Jahre 1941 die Gedichtsammlung *Rägeboge* (2. Auflage 1942). Sie ist leiderfüllt, doch von der Verklärtheit eines Menschen überstrahlt, der überwunden hat und trotz allem Schweren bemüht ist, ja zu sagen.

Ein weiteres Werk beschäftigte sie noch, ohne daß sie damit zu Ende gekommen wäre: die *Passionssprüch*. Sie wurden ein Jahr nach dem Tode der Dichterin (1943) veröffentlicht und lassen wenigstens ahnen, was beabsichtigt war: die Stationen der Leidensgeschichte Jesu sollten, auf tiefem Mitfühlen fußend, in knappen Verszeilen geschildert und ihre Bedeutung fühlbar gemacht werden. Die Voraussetzungen und glückliche Ansätze zur Vollbringung eines an Umfang geringen, aber ausdrucksstarken Werkes waren da – aber der Abschluß blieb der Dichterin versagt. Am 19. April 1942 nahm ihr der Tod, den sie erwartete, mit zarter Bewegung die Feder aus der Hand.

Mit der Veröffentlichung schriftsprachlicher Gedichte und Äußerungen – abgesehen von gelegentlichen Beiträgen in Zeitschriften und Zeitungen – hatte sie zurückgehalten. Doch hat sie es, was einzelne Proben erkennen lassen, auch in der schriftsprachlichen Dichtung zu mehr als dilettantischen Leistungen gebracht, und die Mühe um die Gestaltung, die sie hier aufwendete, mußte auch ihren mundartlichen Schöpfungen zugute kommen. Im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts beschäftigte sie sich stark mit einer Sammlung hochdeutscher Gedichte, die auch CARL SPITTELER zu Gesichte kam. Er fand «ein ungewöhnliches Gefallen» an ihr, und diese literarische Begegnung wurde Ausgangspunkt einer dauernden Freundschaft, die der Dichterin die stärksten Anregungen vermittelte.

Was aber ihrem Namen Klang gab, war ausnahmslos in ihrer angestammten Othmarsinger Mundart gedichtet und niedergeschrieben: als mütterliche Hüterin der Mundart der Heimat, als Mundartdichterin, die mit tiefstem Verantwortungsgefühl ans Werk ging und der Heimatdichtung Schritt für Schritt neue Bezirke erschloß, wird sie im Andenken der Heimat weiterleben.

Werke: Die im Text angeführten Einzelausgaben verlegt nun alle der Verlag H. R. Sauerländer & Co. in Aarau, dazu eine im Auftrag des Regierungsrates des Kantons Aargau herausgegebene Ausgabe der «Gesammelten Werke» (1. Band: *Chindeliedli*, 2. Band: *Zit und Ebigkeit* mit den späteren Gedichtsammlungen, 3. Band: *Mis Aargäu*). Eine Ausgabe der schriftdeutschen Werke steht noch aus.

Literatur: Maßgebend ist die ausgezeichnete biographische Darstellung von ANNA KELTERBORN-HAEMMERLI in den Lenzburger Neujahrsblättern 1950, 1951 und 1952 (die Zitate des Textes beziehen sich durchaus auf sie; in Jahrgang 1952 auch einige weitere Literatur).

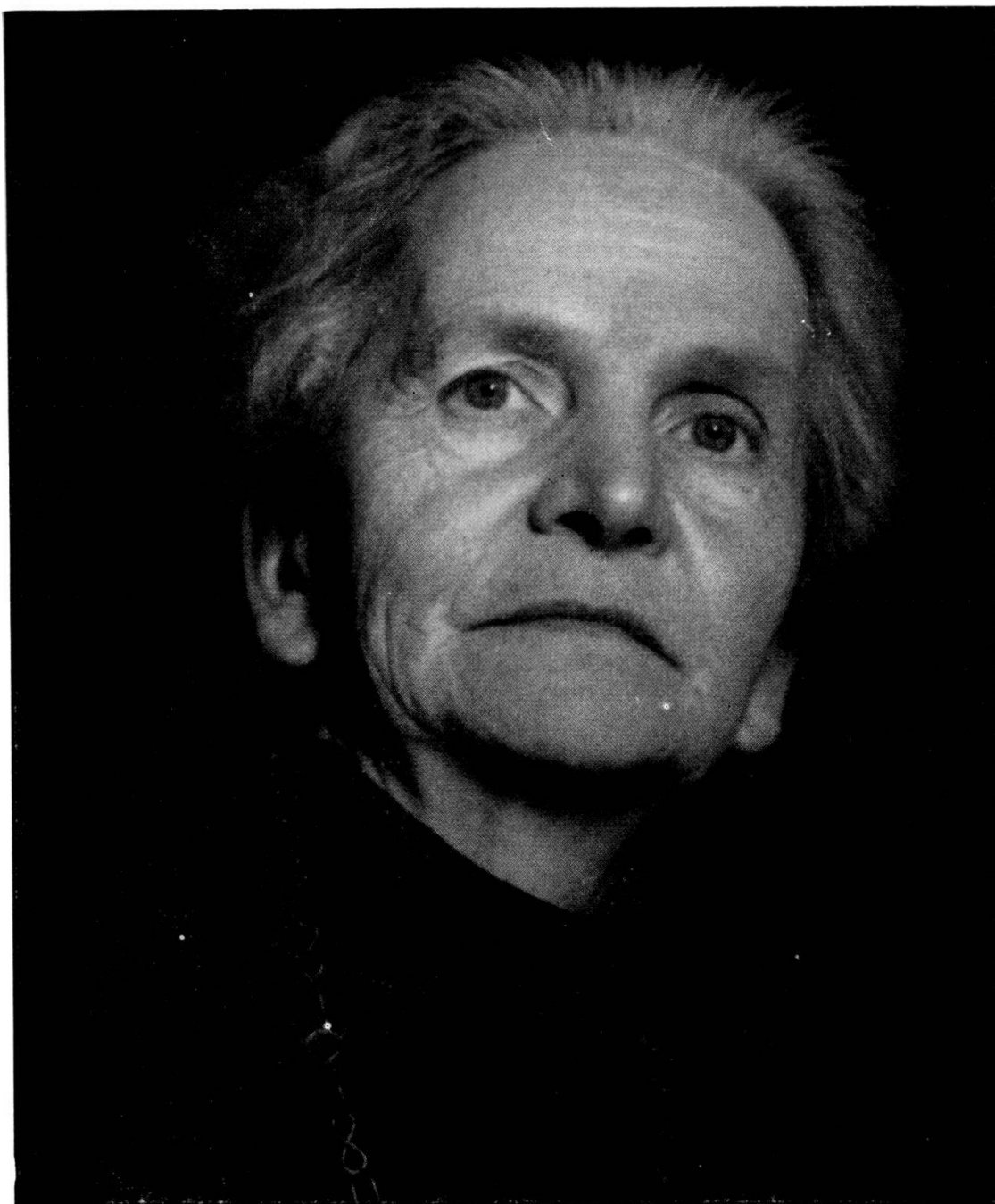
CARL GÜNTHER

Adolf Frey

1855–1920

Der älteste von drei Söhnen des aus Gontenschwil stammenden Novellendichters JAKOB FREY kam am 18. Februar des Jahres 1855 in der Baumschule an der Küttiger Straße zur Welt, besuchte die Aarauer Schulen, studierte in Bern und Zürich Humaniora, schrieb eine große Arbeit über Albrecht von Haller, die in Bern preisgekrönt wurde, erwarb sich ebenda den Dokortitel, bildete sich an der Leipziger Hochschule weiter aus, redigierte in Berlin eine Wochenschrift in der Art der Gartenlaube und wurde 1882 an die Kantonsschule Aarau gewählt, wo er vornehmlich Deutschunterricht zu erteilen hatte. Über Adolf Freys Tätigkeit als Gymnasiallehrer haben sich drei seiner einstigen Schüler, darunter Ständerat KELLER, im ersten Bande der von FREYS Gattin verfaßten Biographie ihres Mannes in enthusiastischer Art ausgesprochen. Alle drei waren offenbar für das, was Frey bot, aufgeschlossen und regten ihn dazu an, sein Bestes zu geben. Mit Klassen, in denen wenige Schüler dieser Art saßen, gab er sich nicht gern ab, wie er denn gegenüber Schwächeren gelegentlich eine gewisse Schroffheit zeigte. Daß Frey zu den bedeutendsten Persönlichkeiten zählt, welche der Aargauischen Kantonsschule gedient haben, steht außer Frage.

Im Jahr 1898 wurde Frey als Nachfolger JAKOB BÄCHTOLDS an die Zürcher Universität gewählt. In Gelehrtenkreisen bestand zuerst ein gewisses Mißtrauen gegen ihn: man fragte sich, ob er dem hohen Amte gewachsen sein werde. Bald war er von allen als ein Ebenbürtiger anerkannt, wurde von Hörern und Hörerinnen, die später im Zürcher Geistesleben zählten, hoch verehrt. Und bald war auch *er* es, an den sich die Behörden wendeten, wenn bei feierlichen Gelegenheiten die



SOPHIE HAEMMERLI-MARTI

1868-1942